

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 97 (1971)
Heft: 3

Rubrik: Briefe an den Nebi

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BRIEFE AN DEN NEBI



Die Palästinenser

Die sehr einseitigen und unsachgemäßen Zeilen des Lesers E. F. aus Stuttgart (Nebi Nr. 52) über die Israelfrage haben mich veranlaßt, einige Gedanken, vor allem über das Flüchtlingsproblem, zu schreiben.

Der jüdische Le-Monde-Journalist Eric Rouleau meinte zur Schaffung des Staates Israel: «Wollte man nicht Unrecht durch neues Unrecht wiedergutmachen? Warum sollten die Palästinenser für Verbrechen bezahlen», an denen sie unschuldig sind? Warum mußten sie ein Vaterland verlieren, damit andere eines finden? Die Antwort lautete, daß man im Abendland aus Solidarität und Sympathie zu den Juden, aus schlechtem Gewissen und aus Reue am größten Völkermord der Geschichte die Gründung von Israel als legitim empfand.

Man wird hier entgegenhalten, die Araber hätten nicht fliehen müssen, denn Israel hätte sie ja nicht vertrieben, sondern würde sie sogar aufnehmen (so berichtet die jüdische Propaganda). Hier sprechen viele Tatsachen dagegen: Ist in der Geschichte je schon ein Volk ohne ausreichenden Grund in Massen ausgewandert? Der Grund dürfte hier klar sein: Angst vor Ueberfall und Tod. Sind uns israelfreundlichen Ländern die vielen greulichen Taten der Israeli (Haganah, Irgun, Stern, Palmach z. B.) im Krieg bis zum Jahre 1948 alle bekannt? Man hört nur von den Taten der bösen Araber. In diesem Krieg verloren mehr Araber als Israeli das Leben, dazu kommen etwa 800 000 Flüchtlinge. In den Städten Lod und Ramla wurden sämtliche 60 000 Araber aus den Häusern geholt und aufs Feld vertrieben. In Der Jasin wurden 400 Araber massakriert. Ben Gurion aber dementierte damals diesen Zwischenfall und bezeichnete ihn als Lüge des arabischen Rundfunks. Wie Menahem Begin selbst sagte, zielten die Israeli darauf aus, die Araber aus dem Land zu vertreiben, um Platz für die Neueinwanderer zu bekommen.

Die israelische Regierung hat die Flüchtlinge nie direkt aufgefordert, zurückzukehren. In den Jahren nach der Gründung hatten die Araber des nachts Ausgehverbot, ferner wurden sie den Militärbehörden unterstellt und in Zonen eingeteilt. Noch heute dürfen sie ohne spezielle Erlaubnis ihre Sperrzone nicht verlassen. Wer in Israel war, kennt die ständigen Polizeikontrollen der Araber in den Bussen. Es existiert in Israel ein Gesetz, kraft dessen man jeden Araber festnehmen oder unter Polizeiaufsicht stellen lassen kann. Die Araber haben auch keine freie Wahl des Wohnsitzes.

E. F. aus Stuttgart behauptet, die Araber hätten nichts für die Flüchtlinge getan. Ist es nicht eine Zumutung, 1,5 Mio mittellose Menschen in arme Länder zu integrieren und damit eine weitere Unterentwicklung hervorzurufen, wo dazu doch in Aegypten große Arbeitslosigkeit herrscht und die wirtschaftlichen Verhältnisse in Jordanien sehr prekär sind? Die Palästinenser haben ein Recht, aus der Diaspora in ihr

Vaterland zurückzukehren, um so mehr, als dieses Recht von den Vereinten Nationen sanktioniert worden ist. Aber ihr größtes Unglück ist es, daß ihr Gegner Jude ist. Die Gelder der UNO fließen ferner nicht für Waffen an die arabischen Staaten, wie E. F. vermutet, sondern gehen an die eigens für die Flüchtlinge geschaffene Organisation in den Lagern, die UNRWA. Die Zahlungen der arabischen Länder an diese Organisation betragen bis 1965 57 Mio Dollar. Was tat Israel?

Ich bin mir bewußt, daß ich mit diesen Zeilen den Großteil der Leser schockiere. Worte wie «Antisemit», «Auschwitz» klingen mir schon in den Ohren. Ich war selbst in Israel und habe das Land und seine Bewohner schätzen gelernt. Ich hörte von erster Hand von den gräßlichen Naziverfolgungen. Doch gerade diese Sympathie der ganzen Welt für die Sache der Juden nützt die israelische Regierung sehr raffiniert aus. Sie weiß, daß ihr Vorgehen, verbunden mit einer sehr geschickten Propaganda, fast bedingungslos unterstützt wird. Niemand wagt bei uns zu protestieren, aus Angst, er werde als Antisemit und Völkermörder verschrien.

Meine Zeilen sind einseitig. Ebenso einseitig wie diejenigen, die den Konflikt nur mit der israelischen Brille sehen. Wer sich aber um Objektivität bemüht, der sollte die Unterscheidung gute Juden und böse Araber nicht machen. Es gibt auch hier zwei Wahrheiten. Wer die eine ignoriert, trägt nicht zur Lösung des Problems bei.

M. G., Wabern

Dank an einen Generalkonsul

Lieber Nebi,

unsere Begeisterung war beschränkt, als die Herbstferien in der Türkei durch die Schließung der Grenzen künstlich um drei Wochen verlängert wurden; und wir Eidgenossen standen, was die Laune anbelangt, nicht unbedingt den Felsen gleich. Auf der Suche nach aufmunternden Berichten von der Grenze besuchten wir auch das schweizerische Generalkonsulat in Istanbul, und wir waren beeindruckt von der aktiven Anteilnahme, die uns zuteil wurde. Die Angestellten scheuten keine Mühe, uns bis zum äußersten Rand ihrer Kompetenzen zu helfen, und baten uns, im Bedarfsfalle sie auch persönlich zu erreichen. Nur eines fehlte: Die humoristisch-satirische Note im Vorzimmer.

Nun möchten wir uns mit einem Halbjahres-Abonnement (wir sind leider arme Studenten) des Nebis bedanken; speziell auch bei Herrn Karli, unserem Generalkonsul, der maßgeblich beim Zustandekommen eines Konvois beteiligt war, damit wir endlich heimfahren konnten. Herr Karli opferte auch viele Stunden Schlaf, um uns die versprochenen Plätze im Konvoi mit moralischem Druck und seiner persönlichen Gegenwart festzuhalten. Er setzte sich auch für ausländische Touristen ein, deren Konsulate es nicht notwendig fanden, sich um ihre Leute zu kümmern.

Für ein Abonnement brauchte ich ja keine solche Epistel zu verfassen. Ich tue es deshalb, weil Du vielleicht einen Teil davon abdruckst, damit wir auch in der Schweiz wissen, daß auf unsern Konsulaten nicht lauter «fuuli Cheibe» sind, und weil es, anhand von Beispielen anderer Nationalitäten, offenbar nicht selbstverständlich ist, daß sich ein Konsulat seiner Leute annimmt, ungeachtet der Haarlänge. Also schicke bitte den Nebi an das Schweizerische Generalkonsulat Istanbul. Wir hoffen zwar, daß er nicht zur Aufmunterung festgefahrener Touristen gebraucht werden muß, aber wir wünschen den Angestellten viele fröhliche Stunden. Mit diesem Abonnement bedanken sich Lis Nötzli, Rolf Bänninger, Matthias Keller, Hans Menzi und Regula Matthieu nochmals ganz herzlich.

Vielen Dank auch Dir, lieber Nebi, und freundliche Grüße

Regula Matthieu, Zürich



Europas Reiseländer:
Grüß aus Franco-Spanien

In Spanien ist das Leben frei und fröhlich ...

Sehr geehrter Herr Chefredaktor, seit vielen, vielen Jahren bin ich Abonnent Ihres Nebispalters und freue mich auch immer an den Dankesbriefen, die Sie abdrucken, weil sie mir aus dem Herzen sprechen. Nun ist aber auf Seite 20 der Nr. 1 ein Bild, das ich nicht stillschweigend vorbeigehen lassen kann, weil der darunterstehende Text eine Beleidigung Spaniens ist, und weil das Bild selbst die spanische Guardia Civil verunglimpft.

Wer von den Millionen Touristen, die jährlich in Spanien ihre Ferien verbringen, wird bezeugen können, daß das Volk dort dermaßen geknuttet wird? Haben Sie selbst oder Ihre Mitarbeiter Fühlung mit dem spanischen Volk, oder verlassen Sie sich auf das «man sagt ...»? Ueber dieses schreiben Sie ja selbst auf Seite 21 in der 3. Kolonne: «Wahrheit - Soziologen kamen zum Schluß, daß auf der Welt jede Sekunde 10 Millionen Mal gelogen wird.»

Ich komme zurück auf die Kernfrage: Haben Sie Fühlung mit dem spanischen Volk? Bei mir trifft dies nämlich zu. Bin dort geboren und aufgewachsen, und nach dem Studium in Zürich hat sich der größte Teil meines Berufslebens in Spanien abgespielt, wo ich auch jetzt im Alter immer noch zu tun habe. Als Bauingenieur hatte ich stets mit Bauherren und mit Arbeitern Umgang, und mit den andern Ständen kam ich natürlich auch in Fühlung -

ein ganzes Leben lang. So habe ich gemerkt, daß die Spanier als eines der Restvölker des griechisch-römischen Kulturkreises ein Lebensgefühl haben, das in den Grundlagen wesentlich von dem unsern abweicht, wo wir ja zum faustischen Kulturbereich gehören. Dazu kommt noch, daß wir psychologisch in einem ganz andern Stadium sind, als jene späten Nachfahren einer uralten Kultur. Für das Zusammenleben in der Gemeinde und im Staatsverband wirken sich logischerweise die uns fremden psychologischen Grundlagen in besonderem Maße aus. Deshalb war die erste spanische Republik vor rund 100 Jahren nicht lebensfähig. Die zweite begann im Jahre 1931 unter schönsten Voraussetzungen, weil wirklich die große Mehrheit der Bevölkerung, und zwar in allen Ständen, von der angefaulten Monarchie nichts mehr wissen wollte. Aber bis 1936 hatte sie abgewirtschaftet, weil es den republikanischen Regierungsmännern nicht gelang, die Aufwiegler im Zaun zu halten.

Was das ist «Jedoch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn» hat man in der Schweiz nicht erlebt in den letzten 100 Jahren. Denken Sie an Paris im Mai 1968, wo immerhin nur ganz wenige Menschen ums Leben kamen. Aber in Spanien sind mehrfach solche Ausbrüche erfolgt, und man hat jedesmal Gott gedankt, wenn die Guardia Civil da sein konnte. Die Völker Südeuropas und Südamerikas sind überhaupt Gott dankbar, wenn er ihnen die Gunst erweist, starke Regierende zu schenken, welche die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten wissen. Die Aufwiegler maueln dann natürlich und finden selbstverständlich Gehör bei den mitteleuropäischen Presseleuten, die lieber scharfes Zeug berichten als so langweiliges wie Ruhe und Ordnung.

Ich habe mich in den letzten Jahrzehnten manchenmal gewundert, wie oft und wie frei in Spanien über die Regierung geschimpft wird bei Gesprächen. Nun, auch in der Schweiz ist ja das Schimpfen über den Bundesrat eine normale Betätigung, Franco kennt dieses allgemeine Bedürfnis und erlaubt folgerichtig, daß Dampf abgelassen wird. Wer aber vom Schimpfen zum Handeln übergeht, also mit Taten gegen die bestehende Ordnung loszieht, der ist eben ein Aufwiegler und wird als solcher behandelt. Und nur diese kommen mit der Polizei in Berührung. Deshalb ist ja das Leben in Spanien so frei und fröhlich und zieht so viele Feriengäste an. Nachdem ich mich über Ihren Text unter dem Bild auf der genannten Seite 20 empört hatte, wollte ich die Seite 21 lesen. Da fiel mein Blick auf das erste Wort «Ungehörig», und ich fand, das wäre eigentlich die Qualifikation für das Bild.

W. W., Zürich

Weg vom egoistischen Denken!

Der Leserbrief in Nr. 52 von C. Sch., Thalwil, wird kaum zu einer wünschbaren Ernüchterung führen, obwohl die gut fundierten Folgerungen nicht geleugnet werden können. Was in dem Brief nicht geschrieben stand, ist, daß wir durch die an sich wünschbare Verbesserung des Lebensstandards leider auch, in menschlicher Beziehung, eine ethische Abwertung mit in Kauf nehmen mußten. Wir sind durch Neid und Mißgunst zu Nachahmern, Nachplappern und Nachläufern geworden und versuchen pausenlos auf diesen Umwegen, unsere nicht delegierbare Mitverantwortung zu umgehen.

Wenn wir z. B. als Mitglied einer Baugenossenschaft diese, durch eine leicht zu tragende Kapitalerhöhung in die Lage versetzt hätten, im sozialen Wohnungsbau das Dringlichste zu unternehmen, so hätten wir entschieden mehr getan, als wenn wir mit unsern Statussymbolen die Straßen verstopfen, die Luft verpesten und mit dem damit verbundenen Lärm den Prozentsatz an Kreislaufstörungen, Herzinfarkten und Nervenzerrisproben ins Unverantwortbare steigern. Daß die Bewältigung der derzeitigen Probleme nicht durch Gewalt oder über ausgefahrene Geleise erfolgen kann, dürfte auch dem Naivsten klar sein.

Viele glauben leider, daß mit pausenlosen Forderungen dem «Kapital» ein Bein gestellt werden könnte. Es braucht aber eine zünftige Dosis Naivität, um das zu glauben. Diejenigen, die an diesem Schachbrett sitzen, sind keine Dilettanten. Wir haben ihnen durch die selbstgebastelte Wohnungsnot, die Kapitalverknappung und die damit verbundenen Spekulationsmöglichkeiten eine sehr massive Rückversicherung geschaffen, die viel attraktiver ist als unser «gehobener» Lebensstandard, den wir selbst nicht verantwortlich zu bewältigen vermögen.

Wenn wir etwas mehr lesen statt fahren, nachplappern und nachlaufen würden, so wäre es uns bekannt, daß sämtliche politischen «Größen», gleich welcher Färbung, an der Schnur dieser «Mächtigen» hängen und daß auch wir, via Werbung und Angebot, in diesem Gespinnst hängen bleiben werden. Schon oft wurde in unserer Weltgeschichte von politischen Schreibern und dito Irrsinnigen eine tiefeschürfende Aenderung angepriesen, aber jedesmal haben nur die Namen, nie das System gewechselt. Vorerst müssen wir uns von unserm egoistischen Denken lösen und mehr Gemeinschaftssinn aufbringen, wenn wir ein einzig Volk von Brüdern sein wollen. Der Dörfli- und Kantönligest wie der falsch interpretierte Föderalismus hindern uns leider daran, die Probleme zu sehen wie sie sind. In dieser Beziehung gehören wir leider noch zu den Entwicklungsländern.

J. H., Zürich

Aus Neujahrsbriefen

Zum Abschluß eines unserer Welt nicht immer guten Jahres und zum Beginn eines neuen, noch ungewissen Jahres möchte ich Ihnen Dank sagen und wünschen und hoffen, daß Ihrem und aller Mitarbeiter hingebungsvollen Tun immer das verheißungsvolle Licht der Wahrheit, der Würde und der Freude voranleuchten möge!

B. Z., Erbach (D)

*

Lieber Nebi, zum neuen Jahr meine herzlichsten Glückwünsche. Möge Dein Niveau und Deine Zivilcourage für alle Zeiten erhalten bleiben als Stütze und Mahnung für die Wankenden, sowie als Garant der freien Meinungsäußerung. Ferner wünsche ich Dir, daß die zu belächelnden Ereignisse die Mehrzahl Deiner Spalten zu füllen vermögen. (Das Füllhorn des vergangenen Jahres erwies sich geradezu als Büchse der Pandora!)

Hch. S., Zürich

*

Du bist die einzige Zeitung, die ich ganz, d. h. jede Zeile mit höchstem Vergnügen lese. Vor allem die Zeich-

nungen von Rauch lassen mich meine Alltagsorgen vergessen. Ich hoffe, Du wirst so weiter machen wie bisher und gratuliere Dir zu Deiner hervorragenden Leistung. Sie ist einzig im Schweizer Blätterwald. Fast keine Schwächen (die wenigen sind verzeihbar), so etwas gibt's nur in Deiner Redaktion.

H. Sch., Schleithelm

*

Ich ersuche Sie, mir den Nebelspalter nicht mehr zuzustellen, mich von der Abonnentenliste zu streichen. Grund: der Witz ist gestorben, der Geist verdorben.

O. A., Schwyz

*

Unnötig, zu betonen, wie wertvoll und lieb mir Ihre Zeitschrift ist und wie sehr ich die Leistungen Ihrer Mitarbeiter bewundere und ihnen Respekt entgegenbringe. Ich wünsche Ihnen und Ihrem Werk ein gesundes, erfreuliches 1971.

E. B., Wettingen

*

Da ich den Nebelspalter schon an vielen Orten gelesen habe und immer wieder feststellen muß, daß er eine wirklich gute Zeitung ist, möchte ich ihn abonnieren.

M. B., Basel

*

Lieber Nebelspalter, ich finde es nachgerade eine Zumutung, wie Sie in letzter Zeit unsere Armee lächerlich machen. Von Humor und Sachkenntnis keine Spur.

Das Geschenk-Abonnement werde ich nicht mehr erneuern.

A. K., Wetzikon

*

Es gibt wenige Dinge, die ich als typisch schweizerisch so sehr vermißt hätte wie Ihre Zeitung. Ich möchte den Nebelspalter abonnieren.

S. B., Bloomington (USA)

*

Ich möchte diese Gelegenheit benützen, um Ihnen einmal zu Ihrem gelungenen Werk, dem Nebi, zu gratulieren. Er hat uns nicht nur vernünftigen Lesestoff geboten, sondern hat sicher auch viel dazu beigetragen, daß uns die Schweiz während unserer Auslandjahre nicht allzufremd geworden ist. Die Darstellung der Schweiz als Staatsgebilde von Menschen für Menschen gebaut und daher auch mit allen menschlichen Stärken und Schwächen versehen, gelingt Ihren Mitarbeitern auf eine eindruckliche und sympathische Art. Solange solche verständige Kritiker am Werke sind, braucht man um die Schweiz keine Angst zu haben.

R. Th., Ottawa

*

Lieber Herr Ehrismann, es drängt mich, Ihnen zu danken für Ihre Gedichte im Nebelspalter, besonders für das Gedicht zum Jahresende. Beglücken Sie noch lange die Leser mit Ihren Gedichten.

L. W., Zürich

*

Aufrichtige Wünsche für weiteres Gedeihen des Nebelspalters, der geradezu eine Mission erfüllt mit seiner aufrecht-geradlinigen Haltung.

C. G., Città del Vaticano

Ernst P. Gerber:

Frühlingsunglaube

Es wandert eine alte Sage
wie Stubenluft im Ratssaal um,
wie Säckelmeister Nellos Klage
geht sie im Bundeshaus herum.

Das ist das Lied von den Finanzen,
vom Feilschen um das größte Stück,
vom heißen Brei, um den sie tanzen,
vom Traum: nur mir nicht ans Genick.

Wo einig Volksvertreter beten
zum einen König: Egoist,
der andern schmunzelnd die Moneten
zäh aus der Tasche klaubt mit List.

Und so verbraucht man seine Weber
und Celios solange der Held,
der Eigenneid, der kalte Streber,
das Spielchen nicht für Wahnsinn hält.

Wer nie die Hoffnung gab verloren,
daß selbst Vernunft noch immer sproß,
der wäre besser ungeboren,
denn seine Einsamkeit ist groß.

In Anlehnung an das Gedicht «Frühlingsglaube»
von Gottfried Keller

